**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 17 (1927)

**Heft:** 16

**Artikel:** Ueber Ostern im Gebiete der Sahara [Fortsetzung]

**Autor:** Hunziker, Fritz

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-637514

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

und in den Tod gegangen zu sein wegen des Vergehens, die zeitgenössischen Machthaber in ihren Privilegien bedroht zu haben. Und in der Tat ist ja das Evangelium eine gewaltige Anklage gegen die Reichen. Jesus mußte als Sühneopfer dienen. Man wußte damals noch nichts vom Heiligenschein des Märtyrers. Die Pharisäer damaliger Zeit glaubten, es genüge, den Apostel aus dem Wege zu schaffen, um die Lehre selbst vernichten zu können. Heutzutage ist man gescheiter; Jesus würde nicht mehr der Kreuzigung verfallen — er würde als Zielscheibe des Spottes dienen. Sokrates würde nicht mehr den Giftbecher leeren müssen, aber ein viel bittereres Los wäre ihm beschieden durch die Gleichgültigkeit und den Zweifel seiner Mitmenschen.

Die Feinde des Evangeliums finden in demselben so manche Widersprüche; aber welcher leidenschaftliche Kampf birgt nicht solche in sich? Der Verkünder des Weltfriedens und der Menschenliebe soll gesagt haben: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Man muß diese Worte mit Verständnis deuten... Er war sich dessen wohl bewußt, daß nichts, weder das Wahre und das Gute, noch das Schöne, ohne Kampf erreicht werden könnte und daß seine Jünger gegen die vereinten, verderbenbringenden Mächte einen harten Kampf kämpfen und vielen Verfolgungen werden ausgesetzt sein müssen, um die neue Religion verbreiten zu können. Und die nachfolgende Weltgeschichte hat es wohl bewiesen bis zu dem Tage, da das Christentum der Katakomben... Der Ausspruch ist wohl bekannt und es ist unmöglich, ihn mißzuverstehen, wenn man in aller Aufrichtigkeit seinen wahren Sinn deutet.

Noch zu unseren Zeiten erscheint das Zeitalter der Brüderlichkeit, das heißt die wahre Religion Christi als noch in weiten Fernen des Ideals schwebend. Lange noch wird die Gewalt die Oberherrschaft haben. Jedoch bleibt das Evangelium als eine Hoffnung bestehen; wenn es auch nicht immer möglich ist, sich streng an diese Lehren der Bergpredigt zu halten: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht... Schauet die Lilien auf dem Felde; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht... Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“

Man muß es sich wohl eingestehen, es ist uns nun nicht mehr gegeben, diese sanfte und sorglose Philosophie im täglichen Leben anzuwenden und gegen das Böse den passiven Widerstand entgegenzustellen. Die Zeiten haben sich geändert. Man ist gezwungen, sich an die Arbeit zu machen; man muß alles vorhersehen, wenn man leben und sich gegen alle bösen Mächte, die uns umgeben, wehren will. Unser Reich ist hienieden auf Erden und es wäre wahrlich die höchste Stufe der Einfalt, wenn man immer nur entsagen und auf Hab und Gut verzichten sollte, damit die Schmarotzer und die auf ihren Vorteil Bedachten alles vollauf genießen könnten.

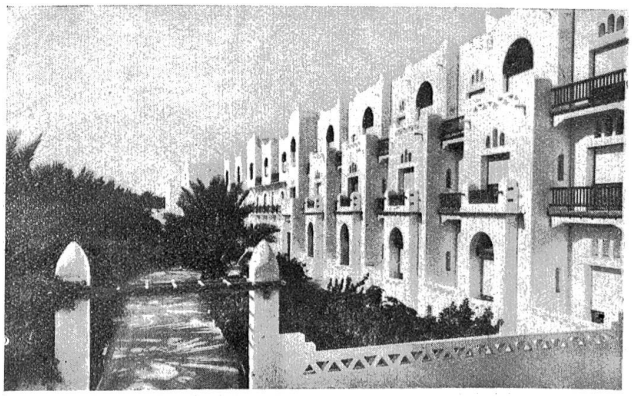
Ohne aus dem Auge zu verlieren das Ideal des Friedens und der Brüderlichkeit unter den Menschen, müssen wir den Kampf aufnehmen mit vollem Ernst und mit starker Seele.

# Ueber Ostern im Gebiete der Sahara.

Von Fritz Hunziker, Bern.

Biskra. (Fortsetzung.)

Gegen 8 Uhr morgens langte unser Zug in El Guerra an, wo wir auf denjenigen von Constantine warten mußten, der uns direkt nach Biskra bringen sollte. Ein kräftiges Frühstück weckte unsere Lebensgeister, sodaß wir in angeregter Stimmung die an uns vorüberziehende Gegend mit Muße betrachten konnten. Die Rebberge und Fruchtgärten waren hinter uns geblieben und nur ausgedehnte Getreidefelder erstreckten sich ringsherum. Hier sahen wir auch die ersten Kamele, teils weidend, teils an die Pflüge und Eggen gespannt; überhaupt schien uns das ganze Land mit großer



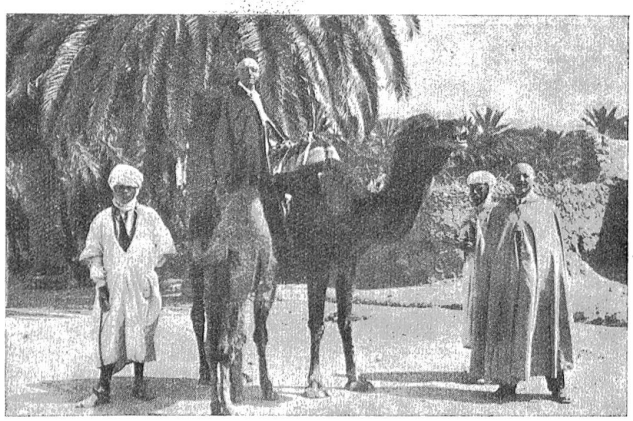
Unser Hotel in Biskra.

Sorgfalt gepflegt und bearbeitet und die darin zerstreuten, aus Stein erbauten Farmhäuser zeugen von Wohlstand. Später verschwand auch der Graswuchs und linkerhand blitzten in der Morgensonne einige kleinere Salzseen auf, während zur Rechten mit Koniferen bepflanzte Hügel die Eintönigkeit unterbrachen; das dort wachsende Holz wird zum Kohlenbrennen verwendet. Tadellose Autostraßen durchziehen das Land und stündlich erblickt der Reisende davonsausende, mit Touristen besetzte große Wagen der verschiedenen Auto-Circuit-Gesellschaften.

Im Speisewagen, mit unbeschränkter Aussicht nach links und rechts, fuhr es sich sehr schön. Vor El Kantara hält der Zug; es ist ein Durchbruch durch die Felsenkette, von dem man sagt, daß ihn Herkules mit der Ferse geschlagen habe. Fährt man aus dem Tunnel heraus, erblickt der Reisende die erste Oase von zirka 100,000 Palmen mit dem Village rouge, gleich bei dem Eingang zu derselben. Die Autos halten sich dort einige Stunden auf, um dem Touristen Gelegenheit zur Besichtigung zu geben und zugleich Mittagsrast zu halten. Unser Zug jedoch sauste weiter durch die dort anschließende Wüste und langte fahrplanmäßig um 4 Uhr in Biskra an. Der Temperaturunterschied machte sich hier schon ordentlich fühlbar; der Hotelomnibus brachte uns in wenigen Minuten nach unserm Hotel Transatlantique, einem schneeweißen, prächtigen, großen Bau, ganz im marokkanischen Stil. Die erste Frage seitens des Concièrge war wieder die nach Herrn Hansen („dem langen Elend“), der dann erst am folgenden Tag anlangte.

Die Oase Biskra zählt etwa 150,000 Palmen, hat eine schöne Avenue mit großem Denkmal des Cardinals Lavigerie, der um Algier sich sehr verdient gemacht hat, luxuriöse Hotels und Kursaal-Casino mit Theatersaal und Spielsaal, Cafés und schöne Bazars. In der unmittelbaren Nähe der Ortschaft befindet sich das alte Biskra, mitten in den Palmenpflanzungen, die systematisch bewässert werden. Kleine Bächlein durchfließen die Ortschaft und in dem kühlen Naß plätschert die Jungmannschaft und bettelt die Vorübergehenden an; für den Trinkbedarf ist eine Wasserleitung mit Hahnen vorhanden, jedoch schmeckt das Wasser etwas salzig und wird von den Weißen nur zum Kochen verwendet. Zu einem der in der Palmenallee romantisch gelegenen Brunnen wandelten eben zwei Araberinnen, wohl gebaute Gestalten, in leichte Hemden gekleidet und mit Schmuck behangen. Die Gesichtszüge überraschend hübsch, wirklich stolze Gestalten, mahnten sie mich an das Bild der Rebekka, die am Brunnen Wasser schöpft und die Kamele tränkt; wir zogen jedoch vor, in dem nahen Resthouse unsere trockenen Kehlen anzufeuchten, und so löste sich die Erinnerung an das Bild auf. Auf dem Heimwege von Alt-Biskra macht man gewöhnlich noch dem Jardin Landon

einen Besuch; dies ist ein künstlich angelegter Park, meistens Palmenanlagen, durchschnitten von sauber gepflegten Wegen



Kamelritt in Biskra.

und Blumenbeeten, und mitten drin eine wohnliche Villa im arabischen Stil erbaut.

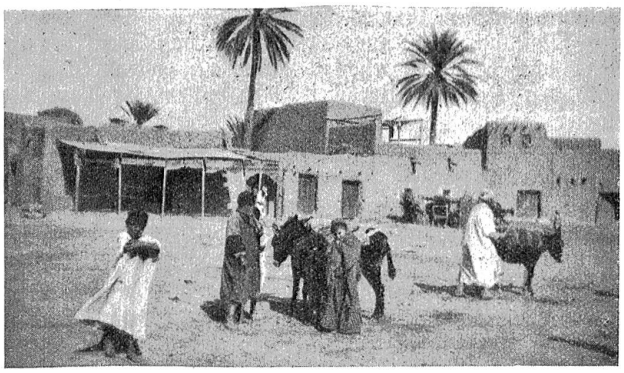
Nach dem Nachtessen überraschte mich mein Reisekamerad mit der Nachricht, um 9 Uhr finde zirka 15 Kilometer von hier in der Wüste eine Kabylenhochzeit statt mit allerhand Belustigungen, und er möchte, daß wir uns solche ansehen; man könne mit Automobilen oder Pferdefuhrwerken dorthin gelangen und der Preis für alles betrage nur 35 französische Franken. Ich machte ihn zwar aufmerksam, daß alles offenbar Schwindel sei und den Zweck habe, den Fremden das Geld aus der Tasche zu locken. Er beteuerte mir jedoch, der Concièrge habe ihm die Fahrt anempfohlen und verkaufe die Billets hiezu; selbstverständlich hatte er Interesse daran, die Gäste hinzudirigieren. Um nicht allein zu bleiben, ging ich mit; wir fuhren in einem Zweispänner, und uns gesellte sich noch ein Araber bei, der unaufhörlich auf seiner Rohrflöte sämtliche nordafrikanischen Weisen blies, bis ein unsanfter Stoß auf der holprigen Straße ihn aus dem Wagen warf, und so blieb er nolens volens zurück. Der Mond war nicht sichtbar, aber uns wölbte sich ein mit Sternen übersäter Himmel und unsere temperamentvollen Berberpferdchen stoben nur so davon. Endlich gewahrten wir in der Ferne ein großes Feuer und bald hielt unser Führer in der Nähe desselben. In großem Kreise, um das immer wieder geschürte Feuer, saßen die andern Gäste des Hotels und schlürften aus kleinen Täßchen den herumgereichten Kaffee. In der Mitte des Kreises tanzte eine junge Kabylin den Bauchtanz, bis sich männiglich genügend gelangweilt hatte; alsdann erschien ein Schlangenbändiger, der aber stets nur bemüht war, daß ihm seine Schlangen nicht davon schlichen; zu einer Beschwörung kam es gar nicht. Diesen Mann löste ein Gaukler ab, der sich Hutnadeln durch die Wangen und Arme stieß und auf Glasscherben tanzte; dann kam die Heiratszeremonie. Auf einem lahmen Kamel wurde die Braut, tief verschleiert, herangebracht und vom Tier heruntergehoben; sie und ihr Bräutigam setzten sich auf den Boden in den bloßen Sand und irgend ein Kerl amtete als Priester. Da ich zunächst saß, sah ich deutlich, wie es die Braut vor Lachen schüttelte und vernahm dann später, daß dieselbe auf die Art schon mindestens hundertmal verheiratet wurde, jede Woche einmal, solange die Saison dauert. Der Concièrge schimpfte auf den Impresario, als wir ihm den ganz gemeinen Schwindel mitteilten, aber die kommende Woche fand dieselbe Geschichte mit unverändertem Programm wieder statt.

Am folgenden Morgen suchten wir einen Photographen auf, um uns im arabischen Costume verewigen zu lassen; ein solcher war bald gefunden und gegen einige Franken verschaffte man uns das Gewand eines Scheichs und eines Kaid, beide blitzneu, ebenso fanden sich zwei Kamelführer, die uns ein altes und ein junges Tier zu dem Zwecke überließen; wir stolzierten zirka 300 Meter über den Platz bis zur Aufnahmestelle und ließen die Komplimente der Araber ruhig über uns ergehen; mit großer Befriedigung zeigen wir jetzt unsern Freunden die gelungenen Aufnahmen. Bei dieser Gelegenheit hatte ich das Mißgeschick, im Laden des Photographen beim Wechseln einer Note zwei Billets von je 1000 Franken fallen zu lassen, ohne es zu bemerken. Ich ward den Verlust erst nachmittags gewahr und machte davon in dem betreffenden Geschäft Mitteilung, ohne aber Erfolg zu haben; ich ließ natürlich den ganzen Abend meinen Kopf um einige Breitegrade tiefer hängen und zeigte keinen Appetit, bis mir abends im Casino schon spät der Liftboy die freudige Nachricht überbrachte, meine 2000 Franken seien gefunden und gut verwahrt; auch bestätigte mir eine Nachricht des Concièrge auf meinem Bett, daß dem so sei. Der Araberjunge, der den Laden reinigte, machte den Fund, verschwieg ihn jedoch, bis ihn dann sein Patron durch Befragen und Drohung mit dem Gefängnis dazu brachte, seinen Fund wieder herauszugeben. Dafür „bestrafte" ich ihn mit nur dem halben Finderlohn, und waren wir alle auch so zufrieden, auch der Photograph, dem die Sache sehr unangenehm war.

### Sidi Okba.

Für den andern Morgen war eine Autofahrt nach Sidi Okba vorgesehen, einer Oase mit „urchigem" Araberdorf in 22 Kilometer Entfernung von Biskra. Wir zogen diesen Ausflug der Fahrt per Eisenbahn nach dem südlich gelegenen Tugourt vor; es soll dort von Fliegen und Bettlern nur so schwärmen und einer langen Fahrt von 8 Stunden durch die Wüste bedürfen, ohne daß man eigentlich viel zu sehen bekommen hätte, dazu 300 Franken Mehrkosten. Sidi Okba hat seinen Namen von einem Heiligen, der dort seit einigen Jahrhunderten begraben ist; die bescheidene Moschee darf auch dort nur ohne Schuhe betreten werden, sodaß wir unsere Skiversuche in Strohfinken fortsetzen konnten. Ein arabischer Juge de Paix, an den wir empfohlen waren, war leider abwesend, und da in der einzigen Pinte nur lauwarmes Bier erhältlich war, so fuhren wir nach Besichtigung des Dorfplatzes durstig wieder nach Biskra zurück; vorher hatte ich noch die Freude, zwei junge Gazellen abzuknipsen, die sich etwas zu vorwitzig aus der Oase nahe an die Ortschaft heran gewagt hatten.

Denselben Abend hätte ich beinahe einen jungen Schakal für 7 Franken gekauft, doch machte man mich aufmerksam, daß sich diese Tiere schwer ans Haus gewöhnen und ganze Nächte durch heulen, sodaß ich auf den Kauf verzichtete und an dessen Stelle mir 2 Dolche erwarb, deren einer mir erst zu 12 Franken offeriert wurde, jedoch zuletzt beide zusammen für 4 französische Franken überlassen wurden. In einem arabischen Café mit 5 Franken Eintritt beschlossen wir bei gutem Mokka und langweiligem Tanz schöner und weniger schöner Kabylenmädchen den Abend in Gesellschaft



Der Marktplatz in Sidi Okba bei Biskra.

einer überspannten, deutschen Malerin, der diese Gesellschaft offenbar sehr zu behagen schien.

Nach einem angenehmen Morgenbummel durch die Dattelpalmenanlagen machten wir uns zur Abreise fertig und nahmen von Biskra endgültigen Abschied; der Expreßzug führte uns wieder durch dieselbe Gegend zurück, via El Kantara nach Batna, einer kleinen, langweiligen Stadt, in der man jedoch gezwungen ist zu nächtigen, um andern Tags per Auto Tymgad, die ehemalige, bedeutende Römerstadt zu besuchen. Außer einem schönen Kriegerdenkmal, zum Dank für das nordalgerische Kanonenfutter von 1914—1918 errichtet, ist nichts Nennenswertes zu sehen; dagegen waren wir Zeugen eines humoristischen Intermezzos. Eben betrat eine größere Hochzeitsgesellschaft aus besseren Kreisen der Stadt die Kathedrale, während oben auf einem kleinen Vordach neben dem Haupteingang sich zwei Störche mit lautem Geklapper gut unterhielten und das Pärchen mit kritischen Blicken betrachteten. Bis nach Schluß der Zeremonie verließen sie ihren Beobachtungsposten nicht, sodaß selbst das neu getraute Paar, darauf aufmerksam gemacht, sich verheißungsvoll zulächelte. Den Abend in Batna schlugen wir bestmöglich tot und bestiegen den andern Morgen den uns zur Verfügung gestellten Renaultwagen, um unter kundiger Führung nach Tymgad zu fahren und diese alte historische Trümmerstadt mit Museum zu besichtigen. (Forts. folgt.)

## Der große Dom.

Die Idee zum Bau hat der schöpferische Geist; er ist die treibende Allmacht.

Aber die Arbeit am Bau, daß er sich festet und türmt, daß er strebt in die Höhe und in die Weite, daß er wird wie der gewaltige, erschütternde, in seiner letzten und herrlichsten Erhabenheit zu Stein erstarrte Schwur zum Guten der Menschheit an Gott, dazu reicht nicht das Genie der einzelnen, und auch nicht ihre großartige und weitschauende Erkenntnis. Dazu sind die tausend mal tausend Hände der Namenlosen nötig, die unübersehbaren Heerscharen auch der Steinklopfer am Wege, welche die kleinen und großen Steine formen und richten müssen zum Bau.

Und das Große, Einigende ist, daß keiner fragt, ob diese Hände würdig oder unwürdig sind, die mitschaffen an der Erreichung des Zieles, ob sie einem Heiden oder Christen, einem Starken oder Schwachen angehören, ob die Gesinnung, welche diese Hände bewegt, gut oder schlecht, rein oder schmutzig, hoch oder niedrig ist. Die Hauptsache bleibt, daß diese Hände sich regen, gleichviel ob willig oder unwillig, zum Gelingen des ihnen zubestimmten Teiles der Arbeit. Und das Große, Einigende ist, daß keiner fragt bei den tausend mal tausend Scherflein, welche strömen müssen aus allen Richtungen der Welt, um die Summe zusammen zu bringen für die Gestaltung des Baus, ob die reichen oder armen Spender dieser Scherflein Sünder oder Verbrecher, ob ihre Sitten untadelig und rein, oder schmutzig und verderbt sind. Denn es ist keine Auslese möglich, und es ist auch keine Auslese gewollt. Niemand weiß, ob an der armen Kupfermünze die Not des Lebens klebt, und niemand fragt darnach, ob am gelben Gold die Geilheit der Sünde haftet. Die arme und die reiche Münze verschmelzen sich in dem gewaltigen Geldstrom, der nötig ist, um die herrliche und erhabene Leistung zu vollbringen, und die reine Münze vereinigt sich mit der unreinen, und die Arbeit am Bau heiligt beide.

Seht! Die Gaben und die Kräfte aller sind nötig, um einen Dom zu türmen, daß er am Ende in herrlichen Ausmaßen sich weitet, daß seine hohen Bogenfenster in den beseligenden Sonnenfarben des Prismas erstrahlen. Seht! Die Gaben und Kräfte aller flammen auf in dem tiefen Purpurrot, sie sammeln sich und leuchten im warmen Blau, im goldnen Gelb, im dunkeln Grün des Fensterglases.

Die Gaben und Kräfte aller sind nötig, daß die Säulen des Doms wie stolze machtvolle Bäume die Wunderarme ihrer weitgeästeten Glieder hochheben und ausstrecken, um das weite herrliche Gewölbe zu tragen, das trotz seiner Schwere leicht, wie schwebend — wunderbar wie das Blätterdach auf den Bäumen — auf den schlanken und doch gewaltigen, zum Himmel strebenden Säulen ruht.

Seht! Die Gaben und die Kräfte aller sind nötig, die des Künstlers und die des Einfachen im Geiste, um die Türme zu bauen, auf daß sie sich erheben aus der Tiefe zur Höhe, um in letzter heiliger Ergriffenheit die Sehnsucht der, ach, so viel gemarterten Kreatur hinaufzuleiten von der Erde bis zum Himmel, von der Dunkelheit bis zu den Sternen. Die Kraft des ärmsten und unscheinbarsten Arbeiters am Wege ist nötig, um die Straßen zu bauen, die hinführen zum Dom. Ein Dom wird vollendet ebenso durch die Hingabe der Guten wie der Bösen, der Friedfertigen wie der Streitsüchtigen, der Freunde wie der Feinde, der Reichen wie der Armen. Der schöpferische Geist braucht zur Gestaltung der Idee und zu ihrer vollendeten Form den Beistand von allen. So ist es. —

Und so ist es auch mit dem Wunderdom der Menschheit, an dem wir, die Menschen bauen seit endlosen Zeiten. Gottvater selber gab die Idee. Er, der Schöpfer des Alls, ist auch der Baumeister des Menschheitsdoms.

Wir aber, die Myriaden, die wir auf des Baumeisters Geheiß in unübersehbaren Scharen emporsteigen aus den Tiefen des Lebens, und nach unserer Arbeit wieder versinken im ewigen Geheimnis, wir namenlosen tausendmal Tausend, wir sind die Bausteine, wir sind die Schaffenden, die im Wandel der Zeiten helfen, den Wunderdom zu türmen. Auf daß sich dereinst die Kuppel, leuchtend und strahlend im All, krönend über dem Dom schließe, und der Geist des Baumeisters, trotz der Verschiedenheit der Bausteine und der helfenden Arbeiter, in Ewigkeit herrlich in ihm sich enthülle! Zu des Erschaffers und der Erschaffenen Ehre!

Johanna Siebel.

## Aus der politischen Woche.

### Die chinesische Revolution.

Was sich in der letzten Wochenrundschau nur erst andeuten ließ, wird jetzt durch die Ereignisse zur unverkennbaren Tatsache erhoben: Die Scheidung des bürgerlichen China vom kommunistischen wird immer deutlicher. Der Gegensatz ist schon in voller Auswirkung. Diese Entwicklung der Dinge hat für die ausländischen Großmächte große Bedeutung. Der Moment ist gekommen, wo sie sich für Eingreifen oder Nichteingreifen in den chinesischen Bürgerkrieg entscheiden müssen. Für die Engländer ist unzweifelhaft die Entscheidung schon gefallen (vielleicht auch für die Amerikaner). Denn die letzten Ereignisse in Peking und Schanghai sind sichtbarlich von britischer Seite inszeniert.

In Peking hat Tschang Tso Lin plötzlich mit 200 Polizisten und Soldaten die Sowietgesandtschaft überfallen, eines ihrer Gebäude untersuchen, Waffen, Munition, rote Fahnen und Broschüren beschlagnahmen und einige Sowietbeamte gefangen abführen lassen. Eine solche Handlungsweise, gleichviel aus welcher Veranlassung heraus sie geschah, bedeutet für gewöhnlich den Krieg; denn die Verletzung der Exterritorialität einer Gesandtschaft durch Militärpersonen des Gastlandes ist eine Kriegshandlung, die von seiten der angegriffenen Nationalität nur mit dem Abbruch der Beziehungen beantwortet werden kann. Tschang Tso Lin beruft sich zwar auf die Erlaubnis, die er für diesen Eingriff in die Hoheitsrechte von Sowietrußland vom holländischen Gesandten, dem Doyen der fremden Diplomaten in Peking, erhalten habe. Auch weist er auf die eigenen Methoden der Bolschewisten hin, denen fremde Gesandtschaften auch nichts Sakrosanktes sind. Und schließlich glaubt er sich gerechtfertigt durch das Resultat der Untersuchung selber, das unzweideutig die Mitschuld der sowietistischen Gesandtschaft an einem Komplott gegen die Pekinger-Regierung beweise — die beschlagnahmten Maschinengewehre